

Uebersicht. Das Institut von Frankreich. — Sein und Schein. — Leben in Venedig. VII. Frauen in England. — Der historische Verein in Krain. — Anecdoten aus dem Leben deutscher Dichter. — Literatur.

Das Institut von Frankreich.

Paris, 29. April.

Die fünf Akademien der Wissenschaften, der Buchstaben und schönen Wissenschaften, der moralischen und politischen Wissenschaften, der schönen Künste und endlich die Académie française, welche zusammen das bilden, was man das Institut von Frankreich nennt, galten in diesem Lande der Tradition, der Autorität, des gouvernementalen Uebergeordneten und der Routine bis heute noch für „unverletzlich“. Von all den verschiedenen Systemen, welche seit 1789 einander periodisch abgelöst, erlegte sich jedes dem Lande an und suchte jedes die ganze Wissenschaft zu absorbieren, aber jedes ließ das Institut von Frankreich unangestastet, jedes ließ die Säugung der Akademie, wie Ludwig XIV. sie octroyirt, aufrecht stehen und achtete die Unabhängigkeit, die es dem Institut von Frankreich, dem Senate der Wissenschaft gewährt. Seit drei Jahren war die Akademie der einzige neutrale Boden, auf den die einzigen politischen Größen, die bedeutenden Talente, die Frankreich beist, sich unangefochten zurückziehen konnten. Die Halle des Instituts war die letzte Zufluchtsstätte des bedrängten Wortes geworden, und weil inmitten des allgemeinen Schweigens dort manchmal eine Stimme sich erhob, so hatte das Institut noch zu sehr an einige parlamentarische Herrlichkeiten, und da ein Hebräisch gemüht, um die Statuten der Akademie der neugegründeten staatlichen Ordnung anzuhaften, so war zu erwarten, was nun eingetroffen ist — der Compromiß gegen die Akademien, oder eigentlich gegen die Akademiker. Seit dem genannten Decrete hat die Akademie (im höchsten Sinne des Wortes) aufgehört, ihre Satzungen sich umgesehen, sie bildet nunmehr eine Section im Departement des Unterrichts-Ministeriums. Sie, allein bisher außer der allgemeinen Bevölkerung stehend, ist nun mit hineingezogen in die Maschinerie des Staates. Möge es nur auch zum Heile der Wissenschaften sein! Das gestern erschienene kaiserliche Decret enthält einen Artikel, welcher bestimmt, daß die Akademie, in der alle politischen Parteien, nun die herrschende nicht vertreten ist, von nun an sich jährlich zur feierlichen öffentlichen Sitzung am Sanct Napoléonstage (15. August) versammle. Nach den bisherigen Statuten konnte sie diesen Tag ihrer öffentlichen Jahres-Sitzung selbst bestimmen. Bis jetzt anordnete die Akademie ihre Sitzungen selbst, von nun an bestimmt der Unterrichts-Minister diese Tage, bis jetzt verließ die Akademie die Preise und Stiftungen definitiv, jetzt muß ihr jedesmaliges Erkenntnis durch den Staatschef sanctionirt werden, um gültig zu sein; bis jetzt erhaltete die Akademie in einem eigenen Schloßlein dem Publikum Bericht über ihre Thätigkeit, von nun an muß dieser Bericht dem Unterrichts-Minister übergeben werden, der ihn dem Kaiser selbst vorzulegen hat; bis jetzt ernannte das Institut seine Bibliothekar und anderen Beamten selbst, von nun an ernimmt sie der Unterrichts-Minister. Bis jetzt ernannte die Akademie ihre Mitglieder, von nun an ernimmt der Kaiser die Mitglieder der Akademie.

Um dieser Menerung folgend durch die That Nachdruck zu geben, wurde eine Section der Politik, der Verwaltung und Finanzen in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften verfügt, ihrer Mitglieder Anzahl von 30 auf 40 erhöht und die zehn neuen Akademikerfische wurden durch ernannte Mitglieder ersetzt. Wenn somit in Zukunft Sitzge erledigt werden, so können sie durch Ernennung besetzt werden, die Erwählung ist nicht mehr unerlässlich. Andererseits aber verfügt dasselbe Decret die jährliche Verleihung eines Preises von 10,000 Franken an den Verfasser eines Werkes oder an den Urheber einer Entdeckung, welche dem Lande zu Nutzen und Ehre gereicht. Wie es nicht anders möglich ist, hat diese Reform des Instituts in allen gelehrten und literarischen Kreisen eine große Empörung gemacht, und im ersten Augenblicke war von zahlreichen Demissionen die Rede. Ich weiß nicht, ob alle in diesem Sinne gefassten Entschlüsse zur Ausführung kommen werden, aber mandes Mitglied des Instituts dürfte allerdings zurücktreten. Die Akademiker sind nun Staatsbeamte im eigentlichen Sinne des Wortes; das Institut ist ein Bureau,

dessen Chef der Unterrichts-Minister, Herr J. Fortoul, und dessen Subalterne die Guizots, die Villain, die Lamartine, Guizot u. s. w. sind. Um diese Verhüllung annehmbarer zu machen, sollte nun auch der Gehalt eines jeden Akademikers (1500 Fr.) vermehrt werden. Uebrigens ist die Ansicht eine allgemeine, daß nunmehr der Nimbus der Akademie dahin sei, und daß der Titel eines Instituts-Mitgliedes einen großen Theil seiner bisherigen Bedeutung verloren habe. In Ihren Blättern ist feinerzeit der Rede Guizot in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften Erwähnung geschehen; darauf folgten die Antitippen des Monseigneur Dupanloup und des Herrn Berger. Diese unwillkürlichen Demonstrationen erregten die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise, und nun hat der gouvernementale, lang zurückgehaltene Wille endlich im Institut eingeschlagen. Die Maßregel hat also, wie Sie sehen, einen nicht bloß administrativen, sondern auch einen politischen Charakter.

Sein und Schein.

Eine Anregung zum Vergleich der Metaphysik und Naturwissenschaft.

Du bist ein werdendes, nicht ein gewordenes Ich,
Und alles Werden ist ein Widerspruch mit sich.
Hr. Rückert.

N Ich bin! Das ist der erste Satz, den der Mensch, wenn auch unbewußt, denkt und ausspricht, die allgemessene Wahrheit, an der noch Niemand gezweifelt. Sage er nun: Ich denke, daher bin ich! oder: Ich bin, daher denke ich — immer ist jedem Einzelnen sein Ich Mittelpunkt seiner Welt, seines Denkens und seines Bewußtseins! Zugleich ist es aber Jedem aus der Erfahrung gewiß, daß es außer seinem eigenen, dem vorstellenden Ich, noch andere Dinge gibt, welche auf dasselbe mittelbar oder unmittelbar einwirken, und dem denkenden Beobachter wird es klar, daß der Grund der Veränderung der Zustände und Veränderungen nicht ganz außer ihm, sondern zum Theil auch in ihm selbst liegt. Denn wenn uns auch viele Vorstellungen unmittelbar Gewißheit zu haben scheinen, so gibt es doch immer andere, welche nur durch Vermittlung zu uns gelangen, deren Klarheit, oder Dunkelheit, Stärke oder Schwäche von der Beschaffenheit des abstrahirenden oder denkenden Subjectes, sowie der vorhandenen Medien abhängen, daher von Jedem anders, ja oft in ganz entgegengekehrtem Sinne aufgefaßt werden.

Es gibt z. B. Menschen, welchen Roth und Blau als ein und dieselbe Farbe erscheint, und mit einem Hohlspiegel kann man Eisbilder, z. B. Blumen-Verzerrungen, welche man einen Raum einnehmen sieht, während dieser doch nur mit Luft erfüllt ist! Auch eine Wellenfächel kann die Stelle eines solchen Hohlspiegels vertreten, Spectra und Kata mergana in leere Räume zaubern, und ein Vlutandanz zum Kopfe vermag uns Visionen und Hallucinationen der künftigen Art vorzuführen. Der selbst im gesunden Verstand, nützlichsten Zustande bedrückt uns der Schein statt des Seins. Bezeichnen wir doch gewisse Einwirkungen auf unser Nervensystem — Wärme, Kälte — als wirklich vorhandene Dinge, während erstere gar nichts Reelles, sondern bloß ein Vorgang, letztere sogar nur die Verneinung der ersten ist. Parry warf vor übergroßer Hitze seine Kleider weg, als die Temperatur der von ihm bereiten Polarwagen auf —10° fiel, während Bouquet in der heißen Zone hier, als die Wärme nur +17° betrug. Hier tritt sogar Wärme als Kälte und Kälte als Wärme auf.

Und wie ganz anders erscheint z. B. dieselbe Wogend verschiedene Menschen? Der Landwirth ist blind gegen manche landschaftliche Schön-

*) Cogito, ergo sum. Cartesius.

*) „Ich bin das Welt und mich mit selber vorstellende Wesen.“ Herbart.

*) Schon bei alten Philosophen, die Megariker, Epicharm, Dielschleier und Eristiker kannten die Täuschung der Sinne, welche uns oft Dinge sehen lassen, denen die Vernunft die Wirklichkeit absprechen muß, und das am meisten gebräuchteste Beispiel dafür war der im Wasser scheinbar gekrümmte Stab. Von welcher scheinbar geringfügigen Umständen die Veränderung eines Bildes abhängt, zeigt z. B. und am schönsten Beispiel: Als Sir John Herschel einen kleinen Spiegel vom 15. J. nach Darnmoor an drei Punkten des Umfangs umhängte, erschien das Bild der etwas größeren Sterne dreifach, und jede Spitze des Dreiecks zeigte eine helle Abänderung. Derselbe Astronom legte nachher seinen Spiegel auf ein Brettchen, das er durch einen Stein über die Mitte des Spiegels fortgehenden Seidenbande absperrte. In diesem Fall fand sich das Bild in eine gerade Linie umgewandelt, der Spiegel hatte die Wirkung, als wäre er in zwei Theile zerlegt, und lieferte seine Genauigkeit mehr. Selbst wenn der teleskopische Spiegel zehn Zoll breit ist und 120 Centner wiegt, so ist schon ein mäßiger Druck auf die Hand an einem der äußeren Theile hinreichend, das Bild zu verändern.

heit, welche den Mäler in Entzünden versetzt, und der Strategie, der Jäger, der Bergmann erschaffen dieselben Torausgegenstände meist nur in dem für ihre Arbeit vortheilhaftesten oder nachtheilhaftesten Sinne.

Ja, wer weiß nicht, daß der Glanz, den ein und derselbe Gegenstand auf uns macht, niemals rein ist, sondern von unserm Gemüthsstande vor und während der Wahrnehmung abhängt. Heute erheit, morgen ärgert uns der Schall des Posthorns; eine Gegen ist uns heute langweilig, während sie ein andermal einen erhabenen Charakter auszusprechen scheint. Eine Stadt läßt uns einen sehr unangenehmen Eindruck zurück, weil wir sie während eines Regenwetters besuchten, eine andere bleibt uns im freundlichen Andenken, weil wir sie bei schönem Wetter oder an einem Festtage sahen. Können aber schon Gemüthsstand und äußerliche Umstände bei einem und demselben Menschen so große Unterschiede in der Eindrucksbeweisen, um wie viel mehr muß derselbe Gegenstand verschiednen organisierten Individuen auch verschiednen eindrucksen.

Die mannigfaltigen Zeichnungen, welche sich einer lebhaften Phantasie bei Betrachtung einer Marmertafel, des Baumstamms, der Wälder, der Windungen eines dem Dampfstoß entstehenden Rauchs oder der gelben Aeden auf den Blättern der sogenannten Caricaturpflanze zeigen, verschwinden fogleich, und machen ganz andern Platz, wenn man nicht mehr die genannten Gegenstände, sondern den Grund selbst, also beim Marmor z. B. das Grau statt Schwarz und Weiß, beim Baumstamm, den Wäldern und dem Rauch die von ihnen gebildeten Contouren des blauen Himmels, bei der Caricaturpflanze das Grün des Blattes statt den gelben Aeden ins Auge faßt, mithin weiter den Gegenstand, noch den Gesichtspunkt, noch die Beleuchtung ändert, sondern sich blos einen andern Theil des Bildes als Hauptfache denkt. Man erinnere sich an die Bilder, in welchen die Zwischenräume der Säulen scharfsinnigste menschliche Gesalten darstellen, die man oft nicht eher erkennt, als bis man auf sie aufmerksam gemacht wird, dann aber auch nur sie, und kaum mehr die andern Gegenstände beachtet. In ähnlicher Weise geht es uns auch, wenn wir uns das Spiegelbild einer Säulenhalle auf einer faßt dahingelenden Wasserfläche betrachten, wobei wir nur auf das schöne Bild und nicht auf den wackelnden Grund Rücksicht nehmen.

Es führt uns die Erscheinungswelt etwas vor, was oft gar nicht vorhanden ist, und läßt uns das einsig Befindliche gar nicht gewahr werden. Andererseits sehen wir wieder Vieles, was sich unserm physischen Auge gar nicht darbietet, so z. B. schwelt nun ein uns unbekanntes Gese in allen seinen Theilen vor, obgleich wir hiennt und auf ein Mal nur einen Theil der Oberfläche destellen erblicken können.

Aber in allen diesen Verhältnissen ist die Abhängigkeit des Subjectes vom Objecte noch nicht aufgehoben. Es muß doch immer etwas da sein, welches jene verschiednen Eindrücke hervorbringt, ein Sein, das der Grund des Scheins ist. Die Form der Anschauung mag sich immerhin nach der Beschaffenheit des Subjectes richten, aber das Wesen der Dinge muß ein abseht Gines, kann nicht für Jeden ein Anderes sein.

Die Begriffe schwer, leicht, hart, weich, naß, trocken, warm, kalt, süß, sauer u. s. w. sind dies gewiß nur für unser Gefühl und unsern Geschmack, das Wesen der Dinge aber, welches diesen Wahrnehmungen zu Grunde liegt und sie erzeugt, muß in der Natur objectiv, wenn auch nur vorübergehend vorhanden sein. Ton und Schall, Licht und Widerhall beruhen wie das Licht auf gewissen Bewegungen im Aether. Der Ton, welchen unser Ohr empfindet, müht blos von einer Schwingungswelle her, die unser Ohr berührt; eine Ursache aber, welche diese Schwingung hervorbrachte, muß es geben, sonst gäbe es auch keine Wirkung. Das Sonnenlicht und die ganze Lichtwelt des gehimms Himmels sind in der That nicht blos gegeben, sondern überhaupt nicht existierend, wenn nicht ein dasselbe mit-erzeugendes oder abspiegendes Auge da ist; aber die Sonne selbst und alle Himmelskörper, welche jene Bilder in unserm Scherzgen hervorufen, sind doch gewiß da sein, wenigstens möglicherweise in anderer Beschaffenheit als wir sie uns denken *).

Nun, wären keine Dinge da, so gäbe es auch keine Erscheinungen, aber wäre auch kein Verstand da, die Erscheinung aufzufassen, so gäbe es keine Erfahrung, kein Wissen von ihnen. Der Mensch hat und kennt blos die Erscheinungen der Dinge, gleichsam nur den durch das Glas seiner Sinne mannigfach gebrochenen Widerschein der äußeren Dinge auf dem Spiegel seiner und nur seiner Organisation.

Wie bei einem Saitenspiel die Töne, oder wenigstens ihre Möglich-

keit, gleichsam bereits in ihm liegen, aber erst durch die berührenden Finger gemacht, und durch die Hintersie, vom schwebenden Geist und fühlenden Gemüth geleitete Hand in harmonischer Folge hervorgezaubert werden: so das Verhalten des Objects zum Subjecte. Beide sind da — wird aber das erste vom letzteren nicht begriffen, so ist es, wenigstens für dasselbe nicht vorhanden; aber — hier liegt ein wichtiger Unterschied — ein musikalisches Subject kann sich eine harmonische Tonfolge vorstellen, selbst ohne Instrument, eine Musik des Instrumentes ohne einen Spielenden oder wenigstens Hörenden ist jedoch nicht denkbar. Werthvoll ist ein Buch nur für den, der es versteht; für den Wäldner ist es eben nur zusammengeheftetes betragtes Papier.

Wie es aber zugeht, daß wir überhaupt Vorstellungen von der Außenwelt haben, woraus das geheimnißvolle Band gereht ist, welches unser Inneres mit dem Aeußen verknüpft, darüber wird uns das Studium der Natur mehr Aufschluß geben als die scharfsinnigsten metaphysischen Beweisführungen. Die Natur ist so reich an Kräften, welche als Vermittler der Subjecte auftreten, daß wir in den meisten Fällen gar nicht nöthig haben, metaphysische Erklärungen zu Hilfe zu rufen; denn „wenn Gnos im Stande ist, den scheidbaren Gegenstand aufzuheben, in welchem der menschliche Geist sich zu dem Weltganzen gefeilt hat,“ sagt Humboldt, „so ist es die Anschauung der Natur und unseres Verhältnisses in zu derselben.“

Der Widerspruch zwischen Sein und Schein, Ich und Nicht-Ich, die Trennung und Vereinigung des Gegenstandes und der Anschauung, des Begriffes und des Bildes, dieses Verhältnis des Subjectes zum Objecte war es, mit welchem sich alle philosophischen Systeme von Platon bis Hegel fast ausschließlich beschäftigen. Diese Kluft zwischen Idee und Erfahrung, diesen Hians, wie Goethe sagt, suchten die Menschen auf je man mögliche Art auszufüllen; durch überflüssige Speculationen und Einbildungskraft, Gefühl und Glauben, Wahrheit und — Aberglauben, und als die Lösung dieses Räthels, dieses Weltnetzes auf keine Weise gelang, da führten sie ihn noch fester, indem sie Wissen und Gewissen als ein und dasselbe, Subject und Object als identisch erklärten. Eine solche Annahme bringt aber dem gemeinen Verstande, der sich wenig in dialectischen Denkfähigkeiten ergeht, keinen Aufschluß; ja, solche gewagte, aller Erfahrung beherrschende Aufstellungen sind Schuld, daß die scharfsinnigen Entzifferer für das Leben meistens unfruchtbar bleiben, die Gesammthheiten der Philosophie nur sehr spät und auf großen Umwegen in das Bewußtsein der Völker übergingen und alle nach einander folgenden Systeme dem nach practischer Wahrheit strebenden Menschen so wenig Befriedigung gewahren.

Wenn wir auch in unsere Vorstellung von der Außenwelt eine Menge in uns liegender Begriffe übertragen, so ist noch lange kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß die Dinge erst entstehen, wenn wir sie denken, daß wir die Welt vernichten können, wenn wir Augen und Ohren schließen, daß mithin der Naturlauf von uns selbst mit Bewußtsein gemacht werde, eine Behauptung, welche die moderne Philosophie in der That aufgestellt hat *). Schelling war es, der den Satz aufstellte: „Nur die Natur philosophiren heißt die Natur schaffen.“ ein so verwegener Anspruch, der nur dann einen Sinn erhält, wenn man die energische Sprache des Philosophen durch die Parallele des Dichters dem menschlichen Aufzugesvermögen näher bringt, in dem es dann heißt, daß die Philosophie das Geheiß habe: „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken.“ **)

Kalten wir den Begriff fest, daß jedem Schein ein Sein zu Grunde liege, und fassen wir das letztere näher ins Auge, so sehen wir auch diesen

*) Wiegen verführt Goethe die Anschauung durch den Vocalismus in 2. Theil des Faust:

Die Welt, sie war nicht, es ich sie erschuf,
Die Sonne führt' ich aus dem Meer heraus;
Mit mir begann der Abend des Wessels Lauf;
Da schwebte sich der Tag auf meinen Wegen.
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wirt in jener ersten Nacht
Entfaltete sich aller Lebens Pracht.
Wer außer mir entband auch aller Schranken
Philosophie's entkümmele Gedanken?
Ich aber freu, wie mir im Geiste spricht,
Bersorge froh mein innerliches Licht.
Und wandle rasch, im eigsenen Entzücken,
Das Heile vor mir, in's innerlichste Bilden.

**) Sagt doch der Meister sich, alles Vorhandene ist, daß ist das Allgemaine, schlichthin Geseht. Und Schelling: An einen an die Wand gemalten Haken kann man auch nur ein gemaltes Bild hängen.

*) War Jafobi hat daher nur theilweise Recht, wenn er meint, daß die ganze Schöpfung in ihren unendlichen Weiten finster und dunkel wäre, wenn es keine Thiere mit Augen und Ohren gäbe; denn wir finden bei Betrachtung der Natur gar oft Wahrnehmungen, die denen von jenen beiden Sinneswerkzeugen keine Spur verhanden ist. Ja sogar Pflanzen hören (z. B. Mimosa pudica) und sehen (z. B. ein baguereverpflanzter Apparat).

Begriff sich weiter auflösen, je mehr wir ihn von dem Abstrakten auf irgend ein Concretes übertragen. Dieser Stein, dieser Wasserfall, dieser Baum, dieser Mensch, ist er wirklich bleibend, was er scheint? bleiben diese Gegenstände unverändert, während ich sie betrachte? — Gewiß nicht, denn nehme ich auch die mit ihnen vorgehenden Veränderungen nicht wahr, so weiß ich doch, daß sie binnen einer gewissen Zeit wachsen oder vergehen, mithin der den Augenblick der Betrachtung entfallende Zeittheil, wenn auch noch so klein, dennoch eine Veränderung umfassen muß. So tritt an die Stelle des Seins der Begriff des Werdens. Es gibt kein absolutes Sein, kein Sein an sich, kein ruhendes Sein, denn dies wäre das Nichts. Jedes vermeintliche Sein löst sich vor unsern Augen ins Nichts auf, und wird erst Etwas wenn Etwas wird. Im Werden hängen ist Sein und Nichts aufgehoben, d. h. aufbewahrt und enthalten. Das Werden ist ein Entstehen, Vergehen und ein Vergehen-Entstehen, ein fortwährendes Uebergehen aus dem Sein in das Nichts, ein fortwährendes Herteommen aus dem Nichts in das Sein.

Sein heißt also in die Erscheinung treten, zum Vorschein kommen, existiren (von exsistere, hervortreten), und Wesen als dies grammatische Umschreibung des Seins ist ganz richtig das Sein, indem es in „das nicht so sein, was es ist, und das zu sein, was es nicht ist.“

Der Philosoph, welche es bloß mit dem Sein zu thun hat, fehlt es also an einem realen Object; wendet sie sich dem Werden zu, so wird sie Naturwissenschaft und findet in dieser Richtung die reichste Ausbeute für die Metaphysik, da die Natur nicht bloß endlich, sondern auch unendlich ist.

Leben in London.

VII. Frauen in England.

Madame hat nicht bloß das Labyrinth der politischen Constitution Englands beschritten, sondern auch belle Letzt der sociale Wirtschaft geworfen, weil deren Wunden eben so alterschuldig sind als die der Verfassung Englands, und beide Strümpfen gleichen, die aus Felsenblöcken bestehen. Madame belebt uns darüber, daß „Ehemann“ und „Weib“ heißen, und daß das Gesetz die Superiorität des Mannes nicht bloß durch diese Bezeichnung, sondern auch dadurch anerkennt, daß, wenn der „Bauern“ sein Weib tödtet, dies bloß als ein einfacher Mord betrachtet werde; dagegen wenn das Weib seinen „Verk“ tödtet, so wird Mord als ein Mord betrachtet und gerade so bestraft als ob sie den König getödtet hätte.

Die Gesetze liegen in England wie Leichen mitten unter warmen, lebendigen Körpern. Währenddem die Willen des Lebens ihren freien Gang genommen und sich fortwährend erneuert haben, stehen die Gesetze größtentheils außerhalb dieser Bewegung des Lebens einsam und verortet da, und daher kennt es, daß man in diesem Lande in vielen Dingen den raffiniertesten Fortschritt neben der mittelalterlichen Barbarei wahrnehmen kann.

Gesetzlich betrachtet sind die Frauen sowohl wie ihr Eigenthum als ihre Person und ihre Nachkommenschaft betrifft, vollständig in der Lage von Sklaven. Im gewöhnlichen Leben ist diese Stellung der Frauen durch die feinen Sitten der Männer gleichsam verschleiert; aber nichtsdemoweniger sind die Frauennützigkeiten mehr von ihrer Emanzipation entfernt, als in dem Lande, in welchem Weiberverkauf vorkommen kann, in dem der Ehebruch bloß eine Klage auf Geld-Entschädigung zuläßt, währenddem derselbe in allen übrigen gestifteten Ländern als Verbrechen betrachtet wird, und in dem die Frauen nicht einmal den Sühnungen der Gesetzgeber bewohnen dürfen.

Welchen Brutalitäten die Weiber in den unteren Volksklassen, welche stets den naiven, ungetrübten Spiegel einer Gesellschaft abgeben, von Seite ihrer Männer ausgeübt sind, übersteigt alle Vorstellung. Es vergeht kein Tag, an dem die Journale nicht die größten Verwundungen und Thätlichkeiten einzurechnen, und man sollte nicht denken, wenn man diese Fälle liest, daß die Volksmassen an der Bildung und geschichtlichen Wissen des Landes Theil nehmen. Allein diese tyrannische Stellung des Mannes, welche selbst zu diesen gräulichen, vergehens bestraften, körperlichen Verwundungen führen, wurzelt im Gesetze.

Vor einigen Jahren kam in London in Old Bailey ein Gerichtsfall vor, in dem bewiesen wurde, daß ein Mann sein Weib mehrere Jahre hindurch in einem dunklen Zimmer abgeschlossen gehalten, sie ohne Nahrung und irgend eine der Bequemlichkeiten des Lebens gelassen habe. Ihre Leiden waren noch dadurch vermehrt worden, daß er sie peitschte und auf alle mögliche Art so Qualte, daß sie endlich durch seinen Sprang und sich auf diese Art tödtete. Man hatte in ihrem Gefängnis Brot gefunden, das obsehen es alt und schimmig war, dennoch tauglich erschien, das Leben zu stützen, und da nicht bewiesen werden konnte, daß er sie förmlich zum Fenster hinaus-

geworfen habe, so wurde er von der Jury freigesprochen. In diesem einen Falle spiegelt sich der mittelalterliche Geist ab, der in England in den Beziehungen zwischen Mann und Weib eingetrieben ist, und der nicht aufzuheben kann.

Es ist wahr, daß wenn ein Weib von seinem Manne körperlich mißhandelt wurde, es das Recht erlangt, geistliche Würdigkeiten für sein bestes Betragen zu fordern. Allein dieses Recht des Weibes wird dadurch illusorisch, weil der Mann besagt ist, sein Weib von aller Welt abzuschließen, so daß es keine Klage vor Gericht vorbringen kann. Außerdem kommen Mißhandlungen solcher Art doch nur in den unteren Volksklassen vor, und wenn ein Weib es wirklich durchsteht, daß ihr Mann, weil er keine geistlichen Würdigkeiten finden kann, zum Gefängnis verurtheilt wird, so kann sie dann Hungers sterben. Doch man hat es nicht nötig, diese äußersten Spitzen des weiblichen Glends zu betrachten.

Die „gebildeten“ Classen vertreten, wenn auch nicht auf dieselbe brutale Art, dennoch ebenfalls diese Rechtslosigkeit des schönen Geschlechts in England, das seine anderen Privilegien hat, als sich von der Last zurückziehen, wenn das Testament auf dieselbe gelegt wird und der „Bauern“ den Befehl erhält, die Weine aufzutragen. Mehr als alle Aphasen stellen bestimmte Fälle die Zustände dar, und deswegen mögen nur einige der Prozesse der letzten Jahre angeführt werden, deren Ausgange die öffentliche Meinung verfolgt, ohne daß die bestehenden Gesetze hätten anders angewendet werden können.

Einem dieser Gesetze gemäß hat der Vater eines in legitimer Ehe gebornen Kindes das ausschließliche Recht der Verewundung beschließen, und er kann dessen Mutter gänzlich von der Kontrolle oder der Theilnahme an dem Werke der Erziehung oder Bemadung derselben ausschließen. Die Mutter kann das tugendhafte, beste Weib sein, sie mag die zärtlichste Liebe für ihre Kinder empfinden, währenddem der Vater der größten Brutalitäten und Vater schuldig sein und im Ehebrüche leben kann; desswegen achtet wird ihm das Gesetz das Recht zuschreiben, seine Kinder bei sich zu behalten und ihrer Mutter sogar den Zutritt zu denselben zu untersagen.

Ein Fall dieser Art, welcher wegen der peinlichen Nebenumstände vor einigen Jahren schmerliche Gefühle erregte, war der Proceß der Madame Schaner gegen ihren Mann. In diesem Falle war Herr Schaner von seinem Weibe wegen der barbarischen Behandlung, die er seit nicht weniger als acht Jahren erfahren, verklagt worden. Schaner lebte mit seiner Waise, einer Französin Namens Delaval, und er hatte sein Kind, das bloß sechs Jahre alt war, derselben übergeben, obgleich das Haus derselben notorisch berüchtigt war. Madame Schaner war darüber empört, daß sie ihr geliebtes Töchterchen nicht nur nicht sehen konnte, sondern daß ihr Kind sogar in einer so schrecklichen Gesellschaft aufzuwachsen sollte. Sie brachte also diese empörenden Umstände vor das Tribunal, und daselbst entschied, daß es keine Nacht habe zu interveniren und daß das Kind von seiner Mutter getrennt bleiben müsse. Lord Lyndhurst erklärte bei dieser Gelegenheit, daß die Mutter ein sehr tugendhaftes Weib sei, währenddem die Aufführung des Mannes die größte Verachtung verdiene, und daß daher das erwählte Gesetz sehr grausam sei.

Einige Zeit hierauf wollte ein Herr Emanuel sein Weib nöthigen, ihm ihr ganzes Vermögen abzutreten, und da er bereits 2000 Pfund Sterling verschwendet hatte, so weigerte sie sich, seine Forderung zu erfüllen. Er drehte ihr hierauf, ihr Kind, das kaum einige Monate alt war, von England zu entfernen. Die Mutter, erschrocken über diese Drohung, machte eine Klage anhängig; allein obson der Gerichtschoß zugab, daß nichts eherlei sein konnte als die Motive dieser Drohung, so erklärte er dennoch den Vater in seinem Rechte.

Noch greller zeigt sich die Rechtslosigkeit der englischen Frauen in den Gesetzen über Ehebruch. Wenn das Weib einen Ehebruch begeht, so wird dasselbe sehr streng bestraft, und noch vor Kurzem beantwortete ein englischer Richter-lehrer, daß der Gatte in einem solchen Falle aller Verbindlichkeiten des Ehevertrages entledigt und nicht einmal verpflichtet sein solle, der von ihm geschiedenen Frau ein Mädelgeld aussetzen zu müssen. Man sollte mindestens denken, daß die Strafe auf beiden Seiten dieselbe sein müsse, allein dies ist so wenig der Fall, daß der Mann im Falle des Ehebruchs von seiner Seite nicht nur nicht sein Eigenthum verliert oder auf sonst irgend eine Art bestraft wird, sondern sogar noch das Eigenthum seiner Frau behält.

Wenn ein Weib, über die schlechte ehebrecherische Aufführung ihres Mannes empört, eine Scheidung durchsetzt, so verurtheilt die Gerichte den Mann höchstenfalls dazu, die vor gänzlichem Mangel zu schützen. Selbst wenn der Mann gar kein anderes Eigenthum besitzt, als was ihm durch die Mädelgift seiner Frau zuzum, so wird er bloß dazu verurtheilt, „oder“ derselben ihr zurückzugeben. Der betrüchtigte gewordene Proceß Tomlinson war eine

wirklich schreckliche Anwendung dieser grausamen Bestimmungen. Temlinson hatte eine reiche Witwe geheiratet, welche drei erwachsene Söhne von der ersten Ehe hatte, und ein Jahr nach seiner Verheirathung geriet die jüngste derselben in gesegnete Umstände, es zeigte sich, daß Temlinson der Verfälscher derselben gewesen sei. Die Nebenmündel der Verführung waren zurückstößender Natur und zeigten eine große moralische Verworfenheit. Das geistliche Gericht erklärte ausdrücklich, einen so empörend unästhetischen Fall noch nie vor sich gehabt zu haben. Die Ehecheidung wurde ausgesprochen, allein das arme Weib konnte nicht einmal die Forderung zurück erhalten, daß Temlinson ihr die Hälfte ihres eingebrachten Vermögens zurückgebe. Dieser Mann, welcher dem menschlichen Gefühle gemäß die strenge Schrafung verdient hätte, behielt drei Viertel ihres Vermögens, ohne auf irgend eine Art bestraft zu werden. Details über diesen Proceß kann man in dem Werke „Woman by Alexander Walker, London 1849“ finden. In demselben Werke findet man empörende Fälle von Weiberverkauf, die nicht älter als zehn Jahre sind. Der Gusschmied von Greta-Green und überhaupt die empörende Leichtgläubigkeit, mit der Ehen in Schottland abgeschlossen und wieder getrennt werden können, sind bekannt genug, sowie denn Blagime nirgends häufiger verurtheilt und nirgends geringer bestraft wird als in Großbritannien. Man blickt in einen Abgrund, wenn man die englische Ehegebung über die Rechte der Frauen betrachtet.

Der historische Verein in Krain.

— Die Geschichte, welche seit Jahrtausenden predigt, mahnt und lehrt, findet allmählich, wenn auch nicht allenthalben ein williges Gehör, so doch da und dort eine Stätte, wo sie zu künftigen Muth und Frommen verstimmt wird; so bei den historischen Vereinen der österreichischen Monarchie, und vornehmlich bei jenem in der Steiermark. Wir haben die Mittheilungen des historischen Vereines für Krain vom Jahre 1854 und für die Monate Januar und Februar 1. S. wie auch das Verzeichniß der Mitglieder jenes Vereines vor uns, woraus wir das Wirken und den gegenwärtigen Stand desselben ersehen können. Der Verein zählt 27 Ehrenmitglieder, 17 correspondirende und 261 wirkliche Mitglieder, welche letzteren für das Jahr 1855 an Beiträgen 646 fl. 40 kr. einzubringen sich verpflichtet haben. Der Verein rechnet mit 59 in- und ausländischen historischen Vereinen und gelehrten Gesellschaften in wissenschaftlichem Verkehr und Schriften-Austausch. Außer jenen Beiträgen der wirklichen Mitglieder erhält der historische Verein für Krain weiter vom Staate, noch von sehr vielen andern eine Unterstützung, und gleichwohl leistet der Verein, wenn man eben seine isolirte Stellung erwägt, viel.

Der Verein besitzt bereits eine Handbibliothek von 3600 Bänden, bei 1500 Urkunden; ferner eine Münz-, Medailen- und Antiquitäten-Sammlung. Der Verein läßt nicht nur seine „Mittheilungen“ mit artistischen Beilagen in Monatsheften erscheinen, mit welchen die Mitglieder unentgeltlich theilhaft werden, er wird von nun an, über Antrag des sehr thätigen Vereins-Secretärs Dr. Kunz, auch ein *Diplomatarium carniolicum*, ein „Urkundenbuch für das Herzogthum Krain“ herausgeben, und die Mitglieder ebenfalls unentgeltlich damit theilhaben.

Die vor uns liegenden „Mittheilungen“ enthalten fast ausschließlich nur wissenschaftliche Beiträge vom genannten Vereins-Secretär, von dem ihn unterstützend zur Seite stehenden Vereins-Gehülfe, Herrn Anton Jellenhofer, und vom Herrn Priester P. Högner. Herr Dr. Kunz, als Redacteur der „Mittheilungen“ des historischen Vereines, stellte alljährlich und wiederholt die Bitte um wissenschaftliche Beiträge für die „Mittheilungen“ und bemerke in der Jahresversammlung vom 14. Februar 1855 geradezu, „daß an wissenschaftlichen Beiträgen, namentlich für die „Mittheilungen“, fortwährend Mangel sei, und eben jetzt wieder kein Material vorliege.“ Bei der anerkennenswerthen Theilnahme, welche der krainische historische Verein in Bezug auf die Geldbeiträge findet, muß es allerdings bedauern sein, daß derselbe an wissenschaftlichen Beiträgen so großen Mangel leidet, und daß von den 305 Mitgliedern, von denen die meisten im Lande, ja in Laibach selbst wohnen, an der Jahresversammlung vom 14. Februar 1855 mit Einschluss der Direction nur 23 Mitglieder sich theilhaftig haben, und gleichwohl hat Krain eine anspruchsvolle Beamtenschaft, viele Gelehrte, ein Obergymnasium mit jungen, tüchtigen Professoren, und sonst noch Viele, die sich zu den gebildeten Classen zählen. Wie kommt es also, daß das wissenschaftliche Leben des historischen Vereines nicht mehr Theilnehmer findet, zumal da die Regierung selbst durch die Errichtung eines historischen Seminars in Wien für die Belebung der historischen Wissenschaften sich ausgesprochen hat?

Anekdoten aus dem Leben deutscher Dichter.

Oehlenschläger über sein Drama „Correggio.“

Eines Tages las uns Oehlenschläger in einem Gartenfalle von seinem eben vollendeten Trauerspiel „Correggio“ die letzten Acte vor, die er eben konnten mir sehen. Das Werk machte einen sehr merkwürdigen eindruckenden Eindruck und wir waren mehr mit unserer Empfindung als mit Worten dem Dichter dankbar. Er aber war seiner neuen Schöpfung weniger gewogen als seine Zuhörer, und wir sahen uns geneigt, ihn gegen ihn zu vertheidigen. — Von dem Gespräch ist mir besonders im Gedächtnis geblieben, was er über die Gelegenheiten über Schaffpeare sagte, und wie dieser auf ihn gewirkt habe. „Es ist ein Liebel“, sagte er, „daß die Dichter nicht mehr ursprünglich aus Natur und Weltkenntnis hervorgehen, sondern durch die vielen Vorbilder verführt sind, so daß ihr Zerstört nicht aus ihnen kommt, sondern gleichsam nur von ihnen adeptirt ist. Ich selbst erinnere mich meine nordischen Helden in ihrer Wildheit und ihrem Summe deutlich genug an das Copiren Schaffpeares, aber er hat offenbar zu seiner Zeit noch viele, einer nachträglichen und ungenährten Vergangenheit näher Originalen als wir jetzt finden und unsere Phantasie aus erster Hand nähren können. Mit dem „Correggio“ habe ich mich von jedem Vorbilde losgerissen wollen, aber statt ihnen fortgerissen und so verunglückten Kraft verlor ich ihm wohl nur eine schimmernde Mattigkeit.“

Von verschiedenen Seiten fiel man ihm in die Rede und nannte ihn den Kaiser, ja den Schänder seines eigenen Werks. — „Nun, hier in Italien“, sagte er in Heftigkeit, „lassen sich freilich nicht so leicht Geister entdecken, wie Schaffpeare durchs Auge gegen Dinge gefasst haben muß; denn daß er mehr in Menschen als in Bildern lebte, ist nicht zu bezweifeln. Wenn wir dazu nicht auch Gelegenheiten, nicht auch ähnlichen immensurablen Stoff und Gehalt in der Weltkenntnis haben, mag uns Schaffpeare ein Gott sein, wir gebrauchen ihn doch nur als Gegenbild, können gar nicht anders mitten unter einem Gelehrten, dem Natur und Charakter immer apostasier werden. Schaffpeare machte durch seinen großen sehr natürlichen Charakter zu großen dramatischen Bildern; wir sollten nur das Vermögen zu einer Zeit, wo alles Wissen des Denkens und Fühlens bis in die Massen und den tiefsten Abgrund hinein verfliegt! Ich bin, glaube ich, seiner von denen, die an Schaffpeare nicht nur sein Geld, sondern auch seinen Reiz lieben, aber, wenn man über ihn kommt, nimmt er uns doch dermaßen hin, daß er unser eigenes Wesen mehr beugt als erhebt, besonders nach der Zeit der Weltkenntnis und Innerlichkeit, was in seinen Werken herrscht und nicht selten mehr vermehrt das Mäthelhaften als eine handhabende Lösung packt und freis eine schmerzverhüllende Wünschelrute in sich zu bergen scheint. Da gibt's nun gar Menschen, und ich schließe mich nicht aus, der nach psychologischen Tuschelheiten und gigantischen Gestalten lüchelt gleich dem Schaffpeare'schen, und man hält sich am Ende selber für genant, wenn man die derben Wörter braucht und von den Schaffpeare'schen transpantischen Anstrichungen verlangt. Macht dann die Handlung fragmentarische Sprünge und sind allerlei Adren und Gedanken in einer Sprache, die sich der Schwereffigkeit in Bildern und Vergleichen befreit, untereinander gewöhnt, so meint man mit dem Geiste Schaffpeares völlig rivalisiren zu können, und wird doch kaum sein Schiltträger. Die gegenwärtige Zeit hat seine großen Charaktere, wird also auch weder große Dichter noch große Schauspieler gebären, und wenn uns diese betrübende Wahrheit nicht dem enthernten Volkstheater der Italiener am schlagendsten trifft, anderwärts ist es auch nicht viel besser, die künftigen Dichter werden nicht gesunder sein als ihre Zeit, und ich selber will mich wenigstens nicht für härter halten als ich bin.“

Literatur.

— Neue Erscheinungen der deutschen Literatur. G. R. Franmann: Die deutschen Mundarten. Jahrgang 2. Januar — Februar 8. — O. Effen: Der deutsche Männerergang, seine Geschichte, seine geschichtliche und nationale Bedeutung. Tübingen. 1855. 302 S. 8.

— Neue Erscheinungen der englischen Literatur. G. B. Watten: The golden colony, or Victoria in 1854 with remarks on the geology of the Australian gold fields. gr. 8. 236 mit Goldmineralien und Karte. — Dr. Leewie: A. Dictionary of the circassian language in two parts. (1 & 2). — G. H. Richards: Population and capital being a course of lectures delivered before the university of Oxford in 1853 & 1854. 450 f. 8. A month in the camp before Sebastopol. 34 Ed. 125 f. 8. — G. H. de Boullay: Remarks on the naval operations in the black sea and the Siege of Sebastopol. 1855. gr. 8. 31 f. — H. A. Pater: The Bulgarian, the Turk and the German. London and Brussels. 150 f. 8. f. 8.

— Neue Erscheinungen der nordamerikanischen Literatur. H. B. May: and G. S. Maclellan: Exploration of the red river of Louisiana. Washington 1852. gr. 8. mit Ktb. und 1 gr. Karte.